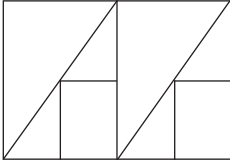


MORITZ HILLER

MASCHINEN PHILOLOGIE

καδμος

MORITZ HILLER
MASCHINENPHILOGIE



Berliner {Programm} einer Medienwissenschaft 22.0

Herausgegeben von
Friedrich Kittler (†) und Wolfgang Ernst

»Denn aus denselben Buchstaben sind Tragödie und Komödie« (Leukipp)

Band 16

Diese Publikation ist im Rahmen des Internationalen Kollegs für Kulturtechnikforschung und Medienphilosophie der Bauhaus-Universität Weimar entstanden und wurde mit Mitteln des Bundesministeriums für Bildung und Forschung gefördert.

SCHRIFTEN DES
INTERNATIONALEN KOLLEGS FÜR
KULTURTECHNIKFORSCHUNG UND MEDIENPHILOSOPHIE

Band 49

Eine Liste der bisher erschienenen Bände findet sich unter
www.ikkm-weimar.de/schriften



Internationales Kolleg für
Kulturtechnikforschung und
Medienphilosophie

GEFÖRDERT VOM



Bundesministerium
für Bildung
und Forschung

Moritz Hiller

MASCHINENPHILOGIE

Kulturverlag Kadmos Berlin

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <<http://dnb.d-nb.de>> abrufbar

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Copyright © 2023, Kulturverlag Kadmos Berlin. Wolfram Burckhardt

Alle Rechte vorbehalten

Internet: www.kulturverlag-kadmos.de

Umschlaggestaltung: Wolfram Burckhardt

Gestaltung und Satz: Readymade, Berlin

Druck: Booksfactory

Printed in EU

ISBN 978-3-86599-509-4

INHALT

I	PRÄSKRIPT	7
	1. Gegenstände.....	8
	2. Prämissen, Thesen, Verfahren.....	13
II	VFA	43
	1. Das Argument der <i>Schrift</i> und die Zukunft des Archivs ..	46
	2. Keine andere Westminsterabtei: Literaturarchive.....	55
	3. Der <i>Schrift</i> -Komplex (Philologische Singularitäten I).....	83
	4. Vor der <i>Schrift</i>	90
	5. Flussers Posthumanismus: Geste, Code, Eschatologie	108
	6. Nach der <i>Schrift</i> . Archivemulation.....	120
	7. Schizoarchivkörper.....	128
	8. Anarchiv	139
III	A:KITTLER.....	147
	1. Nachlässe, maschinenlesbar: Grabstätten des Anderen ...	152
	2. Das Programmierwerk (Philologische Singularitäten II) ..	168
	3. Text ∨ Maschine (Softwarephilologie I)	174
	4. Legitimität der Editorik seit 1800.....	183
	5. Text, Genese, Autorschaft (Softwarephilologie II)	194
	6. Zeitlosigkeit, Zeitgebundenheit, Geschichtlichkeit (Softwarephilologie III)	213
	7. Aporien restloser Edierbarkeit: Das Ende der Textkritik ...	221
	8. ... und der Anfang der Philologie	231
IV	CODA	243
	1. Drei Fragen an die Digital Humanities (Philologische Singularitäten III)	243
	2. Den Logos lieben: Zur philologischen Situation	262
	LITERATUR	277
	ABBILDUNGEN.....	297

Man glaubt es sei zu Ende mit der Philologie — und ich glaube, sie hat noch nicht angefangen.¹

¹ Friedrich Nietzsche, Werke. Kritische Gesamtausgabe. Vierte Abteilung, Erster Band: Richard Wagner in Bayreuth (Unzeitgemäße Betrachtungen IV). Nachgelassene Fragmente, Anfang 1875 bis Frühling 1876, hg. v. Giorgio Colli und Mazzino Montinari, Berlin 1967, S. 110 (3[70]).

I

PRÄSKRIPT

Philologie ist kein menschliches Unterfangen. Und dies nicht die Geschichte einer humanistischen Disziplin. Dem ungeachtet hieß das Subjekt der Philologie seit 1800 Mensch. An seinem exklusiven Ort, der ihr Zentrum war, hat dieser Mensch heute Platz gemacht. Platz für andere und anderes. Platz für Maschinen. Den wissenschaftlichen Status der Philologie, ihre Legitimation und ihr Erkenntnisinteresse – kurzum das, was die philologische Frage genannt wurde² – betrifft das gründlich. Darum ist, was zu solchen Bedingungen von der nicht menschlichen, aber einst im Namen doch des Menschen ergangenen Philologie bleibt oder aus ihr wird, nicht ihre Geschichte, Gegenstand dieses Buchs. Unter dem Schlagwort einer ›Maschinenphilologie‹ soll das beschrieben und, womöglich, auch betrieben werden. Die Geschichte einer humanistischen Disziplin, die nicht zu erzählen ist, handelte dann davon, wie die Philologie, mit N. Katherine Hayles zu sprechen, post-humanistisch wurde.³ Und das auch nur, um noch vor dem Ende dieser Erzählung erkennen zu können, dass keine Philologie je anderes war.

- 2 »Nüchtern betrachtet geht es« mit dieser Frage, so Jürgen Paul Schwindt, »um die Bestimmung von Methode, Fach und szientifischer Disposition [der Philologie].« (Jürgen Paul Schwindt, (Radikal)Philologie, in: Thomas Meier, Michael R. Ott und Rebecca Sauer (Hg.), *Materiale Textkulturen. Konzepte – Materialien – Praktiken*, Berlin, München und Boston 2015, S. 235–243, hier S. 236.) Zur philologischen Frage und ihrer Konjunktur auch Jürgen Paul Schwindt (Hg.), *Was ist eine philologische Frage? Beiträge zur Erkundung einer theoretischen Einstellung*, Frankfurt/M. 2009. Ferner: Hans Ulrich Gumbrecht, *Die Macht der Philologie. Über einen verborgenen Impuls im Umgang mit Texten*, Frankfurt/M. 2003; Ottmar Ette, *ÜberLebenswissen. Die Aufgabe der Philologie*, Berlin 2004; Peter-André Alt, *Die Verheißungen der Philologie*, Göttingen 2007; Werner Hamacher, *Für – die Philologie*, Frankfurt/M. 2009; Pál Kelemen, Ernő Kulcsár Szabó und Ábel Tamás (Hg.), *Kulturtechnik Philologie. Zur Theorie des Umgangs mit Texten*, Heidelberg 2011; Friedrich Balke und Rupert Gaderer (Hg.), *Medienphilologie. Konturen eines Paradigmas*, Göttingen 2017.
- 3 Vgl. N. Katherine Hayles, *How we Became Posthuman: Virtual Bodies in Cybernetics, Literature, and Informatics*, Chicago 1999.

1. Gegenstände

Seinen Anfang nimmt dieses Buch, nicht sein Gegenstand oder dessen Geschichte, mit einer denkbar simplen Beobachtung. Diese Beobachtung ist nicht schlicht zu verallgemeinern und gerade darum symptomatisch. Sie hat einfach damit zu tun, dass sich in der Philologie etwas verändert hat. Was sich verändert hat, sind ihre Gegenstände. Und das macht Schwierigkeiten.

Spät im Jahr 2011 geht ein unerhörter Nachlass in die Magazine des Deutschen Literaturarchivs Marbach ein. Seine Adresse lautet fortan: *A:Kittler/Deutsches Literaturarchiv Marbach*. Es ist der Nachlass Friedrich Kittlers. Unerhört ist dieser Nachlass aus der Sicht des DLA, weil darin überliefert ist, was dem Archiv bis dato unvertraut war: Neben den für einen (wie Marbach ihn nennt) Germanisten- oder Gelehrtennachlass konventionellen papierschriftlichen Materialien – etwa Manuskripte und Typoskripte von Büchern, Aufsätzen und Vorträgen, Korrespondenzen –, die insgesamt 133 Archivkästen der Handschriftensammlung füllen, beinhaltet der Bestand *A:Kittler* auch technische Medien, das heißt Hard- und Software. Dazu zählen ein selbstgebauter Synthesizer und eine digitale »Rechner- und Datenträgerlandschaft«, der fünf Computer, neun Festplatten (mit 13 Partitionen), 628 Disketten und 128 CD-ROMs zugehören. *A:Kittler* ist beileibe nicht der erste Nachlass am DLA, der auch nicht-papierschriftliche Objekte umfasst: Im Jahr 2000 gingen dort die Hinterlassenschaften Erwin Strittmatters ein, darunter ein Atari-Computer, eine Festplatte und 43 Disketten, die literarische Texte speichern. Doch trotz oder gerade angesichts der seit diesem Zeitpunkt eingerichteten Infrastruktur zur Handhabung digitaler Archivalien wurde in Marbach schnell deutlich, dass der Bestand *A:Kittler* »den Bestand genuin digitaler Unikate des DLA der letzten zehn Jahre mengenmäßig, die bisher entwickelten Verfahren aber auch qualitativ sprengen« würde: Waren es vor dessen Ingest insgesamt weniger als dreißigtausend Texteinheiten aus 35 Nachlässen, die den digitalen Bestand des Archivs bildeten, sind es gute 4,2 Millionen digital überlieferte Archivalien, die allein *A:Kittler* umfasst.⁴

4 Daten, Zahlen und Zitate nach Jürgen Enge und Heinz Werner Kramski, »Arme Nachlassverwalter...« Herausforderungen, Erkenntnisse und Lösungsansätze bei der Aufbereitung komplexer digitaler Datensammlungen, in: Jörg Filthaut (Hg.), Von der Übernahme zur Benutzung. Aktuelle Entwicklungen in der digitalen Archivierung. 18. Tagung des Arbeitskreises »Archivierung von Unterlagen aus digitalen Systemen«

Und die elektronischen Datenträger, die mit diesem Bestand überliefert sind, speichern nicht nur, was Marbach als den klassischen Gegenstand der Philologie kennt, das heißt »statisches, textuelles Material«.⁵ Sie überliefern auch eine andere Art Software: Sourcecodes von Computerprogrammen, deren abertausende Zeilen in der mittleren Hochsprache C und der Maschinensprache Assembly Language verfasst sind, Kompilate dieser Codes, also ausführbare Programme, dazu Schnittstellen und Kompilierskripte, entwickelt für deren Ausführung. Wie sollen diese Autographen des Bestandsbildners verwahrt, wie der Forschung zugänglich gemacht werden? Die Direktorin des DLA bestätigt, womit vorliegendes Buch seinen Anfang nimmt: Weil es »nicht nur Vergangenes, sondern auch Gegenwärtiges und Zukünftiges« sammelt, gehörten zu den »existentiell[en]« Fragen, denen sich das Literaturarchiv heute stellen müsse, laut Sandra Richter diese: »Was ist Literatur unter den Bedingungen ihrer digitalen (Re-)Produzierbarkeit? Und wie lesen wir solche Literatur?« Zu den »zentralen Herausforderungen« des Literaturarchivs zählt Richter, dass es »typisch für Nachlässe seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts [ist], dass sie ihre eigene Hardware mitliefern« – und macht diese Herausforderung gerade am dafür symptomatischen Bestand *A:Kittler* fest: »Um seinen Text-Maschine-Experimenten gerecht zu werden, muss das DLA auch die Hardware archivieren und aktivieren können.«⁶ Im Archiv, das traditionell mit papierschriftlicher Überlieferung oder digitalen Datenträgern umzugehen hat, die statisches Textmaterial speichern, ergibt sich damit eine Situation philologischer Herausforderung, die unterschiedliche Ebenen betrifft. Sie geht die schiere Menge der digitalen Archivalien an, den Stellenwert der Hardware, die sie speichert und umgibt, das Problem vorarchivischer Adressier- und Erschließbarkeit von Soft- und Hardware, deren möglichst langfristige Erhaltbarkeit sowie – nicht zuletzt – deren angemessene, also je mediengerechte Zugänglichkeit als Objekte philologischer Forschung. Womit die Gerechtigkeit, die den Medien

am 11. und 12. März 2014 in Weimar (= Schriften des Thüringischen Hauptstaatsarchivs Weimar, Bd. 6), Weimar 2014, S. 53–62, hier S. 53f. Für einen ersten Einblick in die Vielfalt der Überlieferung im Bestand vgl. Sebastian Döring, Susanne Holl, Tania Hron und Jan-Peter E.R. Sonntag, »Schreibzeug, Informationstechnologie«. Der Bestand A: Kittler, Deutsches Literaturarchiv Marbach, in: Neue Rundschau, Heft 3, 127. Jahrgang, 2016, S. 80–101.

⁵ Enge und Kramski, »Arme Nachlassverwalter...« (wie Anm. 4), S. 54.

⁶ Sandra Richter, Die Sammlung der Zukunft, in: Politik und Kultur. Zeitung des Deutschen Kulturrates, Nr. 6/2019, S. 6.

widerfahren soll, für den Bereich der Philologie noch längst nicht bestimmt, sondern zuallererst als Frage aufgeworfen ist.

Die »existentiell[en]« philologischen Fragen, die sich angesichts des Bestands *A:Kittler* stellen, bleiben indes nicht auf den Raum seines Archivs beschränkt. Denn im Zuge einer Werkausgabe, die unter dem Autornamen Friedrich Kittler erscheint, wird laut Editionsplan auch die in Marbach überlieferte Computersoftware ediert werden. Neben diskursiven Schriften – den Büchern, Aufsätzen, Vorträgen –, heißt das, sollen gleichberechtigt Schriften eines anderen Registers, technische Schriften im nichtmetaphorischen Sinn veröffentlicht werden. Digitale Editionen nicht originär digitaler Texte oder auch Editionen solcher Literatur, die *born digital* ist, sind heute längst keine Neuigkeit mehr.⁷ Der Versuch aber, Software, dieses Phänomen, das den großen Teil dessen bestimmt, was am heutigen Tag Kultur genannt wird, in einem editionsphilologischen Rahmen zu überliefern – etwa als Teil einer Werkausgabe –, ist bislang nicht unternommen worden.⁸ Stellen sich die nicht trivialen Fragen, wie eine solche Edition aussehen könnte und was genau sie zu leisten hätte. Denn Software führt ein ontologisches Doppelleben, »ist einerseits *Text*, andererseits *Maschine*«, schreibt Frieder Nake, »ist Maschine nur als Text, als Text also, der wirken kann, als wäre er selbst Maschine.«⁹ Diese Wirksamkeit aber entfaltet Software im Kontext einer physischen Maschine nur, die sie ausführt. So entsteht Bedarf an einer Textkritik, die auch Maschinenkritik zu sein hätte. Deren erste Frage lautete, was mit Software genau zum Gegenstand von Philologie werden sollte oder überhaupt werden könnte: ein alphanumerischer Sourcecode, ein kompilierter Objektcode, ein

⁷ Dazu die dreibändige Dissertation von Patrick Sahle, *Digitale Editionsformen*. Teil I: Das typografische Erbe; Teil II: Befunde, Theorie und Methodik; Teil III: Textbegriffe und Recodierung, Norderstedt 2013.

⁸ Damit sollen die mannigfaltigen Ansätze zur Theorie und Praxis der *software preservation*, die nicht zuletzt auch im Kontext der traditionellen Dokumentationsbereiche diskutiert wurden, nicht geleugnet werden. Vgl. dazu etwa den Abschnitt *Museum and Exhibitions* in: Ulf Hashagen, Reinhard Keil-Slawik, Arthur L. Norberg (Hg.), *History of Computing: Software Issues*, Berlin, Heidelberg und New York 2002, S. 225–274. Weil vorliegendes Buch aber zum Thema hat, wie die Philologie vom Gegenstand Software herausgefordert wird, erlaubt es sich, solche Diskurse nur am Rande zu berühren.

⁹ Frieder Nake, *Das algorithmische Zeichen*, in: Kurt Bauknecht, Wilfried Brauer und Thomas A. Mück (Hg.), *Informatik 2001: Wirtschaft und Wissenschaft in der Network Economy – Visionen und Wirklichkeit*, Tagungsband der GI/OCG-Jahrestagung 2001, Bd. 2, Konstanz 2001, S. 736–742, hier S. 737. Hervorhebungen im Original.

laufendes Programm? Ein Text also, eine Maschine? Es steht mithin eine Bestimmung dieses – nun auch: philologischen – Gegenstands an, die nicht zuletzt das näher zu bestimmende Moment zu fassen und repräsentieren vermag, das dort sich ereignet, wo nicht mehr nur ein lesender und schreibender, also programmierender Mensch, sondern eine ihrerseits lesende und schreibende Text-Maschine konstitutiv zur Genese dieses Gegenstands beiträgt.

*

Wie den Herausforderungen solcher Nachlassobjekte und den Fragen, die sie aufwerfen, praktisch begegnet werden kann, bestimmt seit einigen Jahren die Bemühungen der Institution, die den Nachlass Vilém Flussers betreut. Unter dem Ordnungspunkt 12 verzeichnet die Bestandsliste des Vilém Flusser Archivs in Berlin folgenden Eintrag zu einem sogenannten digitalen Artefakt, das dort überliefert ist:

Floppy Disk-Fassung des Buchs *Die Schrift. Hat Schreiben Zukunft?* (1987) von Vilém Flusser. Sowie eine Emulation des Systems (Kooperationsprojekt Institut für Informatik der Universität Freiburg, Baruch Gottlieb, Vilém Flusser Archiv).¹⁰

Damit ist ein hybrider Bestandskomplex im Nachlass angesprochen, dem maschinenschriftliche Typoskripte, gedruckte Bücher, aber auch zwei 5,25"-Disketten sowie ein Emulator der Software, die auf den Disketten gespeichert ist, zuzählen. Flussers Text *Die Schrift. Hat Schreiben Zukunft?*, zwischen 1984 und 1987 auf einer mechanischen Schreibmaschine verfasst, 1987 dann als Buch gedruckt, wurde kurz darauf auch als Diskettenausgabe veröffentlicht, die eine rudimentäre Leserinteraktion mit Flussers Text erlaubte. Später, im Jahr 2015, folgte eine Emulation der Diskettenausgabe, also die softwarebasierte Nachahmung des Hard- und Softwaresystems, um die Langzeitsicherung und prekäre Zugänglichkeit dieses Digitalobjekts der späten 1980er-Jahre garantieren zu können.¹¹ Anlass, die Diskettenausgabe von Flussers *Schrift*-Buch zu emulieren, war die Ausstellung *Bodenlos – Vilém Flusser*

¹⁰ Bestandsliste des VFA mit Stand vom 16. Juni 2015.

¹¹ Zu den Herausforderungen digitaler Überlieferung im allgemeinen vgl. etwa Ross Harvey, *Preserving Digital Materials*, Berlin und Boston 2012; Edward M. Corrado und Heather Lea Moulaison, *Digital Preservation for Libraries, Archives, and Museums*, Plymouth 2014; Tomasz Traczyk, Włodzimierz Ogryczak, Piotr Palka und Tomasz Śliwiński (Hg.), *Digital Preservation: Putting It to Work*, Cham 2017.

und die Künste, die 2015 in Karlsruhe und Berlin, 2016 in Den Haag und 2017 in Prag zu sehen war. Grund, sich für eine Emulation des Systems zu entscheiden, waren Erfahrungen, die bereits 2011 auf der *transmediale* gemacht worden waren. Dort war ein anderes digitales Artefakt im Nachlass Flussers, der zweite Prototyp des *Flusser Hypertext* aus den frühen 1990er-Jahren, auf zeitgenössischer Hardware zur Benutzung ausgestellt worden. Mit dem katastrophalen Ergebnis, dass keines der Klonssysteme die Dauer des Ausstellungsbetriebs hardwareseitig überstanden hat. Die Präsentation der Diskettenausgabe des *Schrift*-Buchs sei nach diesen Erfahrungen zwar der Idee verpflichtet gewesen, die »Software in einem historischen Kontext zu präsentieren, dabei aber auf Emulation zurückzugreifen, um ihre solide Aufführung besser sicherstellen zu können.«¹² Die »Idee eines Originals«, so die Programmierer, habe die archivische Entwicklungsarbeit nicht geleitet. An deren Stelle sei eine »eher auf Funktionalität ausgelegte[] Form« getreten, die den aktiven Umgang mit der Struktur der Programme ermögliche.¹³ Die Emulation des *Schrift*-Buchs lief im Ausstellungskontext auf zeitgenössischen Rechnern, wo sie – das ist die spezifische Charakteristik von Emulatoren – ein originäres Verhältnis dessen, was Mimesis genannt wird, zum *Schrift*-Buch begründete, insofern sie das Original auf logischer Ebene ist, aber auf physischer und konzeptueller Ebene auch nicht ist. Und sie ist nun, neben Flussers Autographen, Typoskripten und anderen Papiermedien, Gegenstand des Archivs – der Institution, die seit jeher wie vielleicht keine zweite eben jener »Idee eines Originals« verpflichtet ist.

Der digital-papierschriftliche Überlieferungskomplex im Nachlass Flussers sowie die konservatorischen Herausforderungen, die sein prekärer Status zeitigt, machen noch einmal auf andere Weise deutlich, warum es einer Auseinandersetzung mit der philologischen Institution des Literaturarchivs bedarf, das heute zunehmend nicht nur papierbasierte, sondern auch hochtechnische Medien, also Schreibgeräte und Schriften, für die Forschung zugänglich machen und halten muss. Aufgrund seiner hybriden Materialität stellt dieser Bestand schon dort, wo er eine Technologie wie Emulation im Archivkontext erforderlich macht,

12 Philipp Tögel, Flussers digitale Publikationen in der Ausstellung »Bodenlos – Flusser und die Künste«, Dokumentationsteil zur Masterprüfung an der Universität der Künste Berlin, Februar 2016, S. 3f.

13 Ebd., S. 4.

erstens sehr praktisch die traditionellen Bestandserhaltungs- und Präsentationsstrategien von Literaturarchiven infrage. Damit aber ist zweitens zu diskutieren, was genau mit dem Produkt dieser Technologie, einer Text-Maschine im Sinn Nakes, in den Bestand des Archivs eingeführt wird. Und es steht drittens und institutionsgeschichtlich zur Debatte, wie sich eine solche Text-Maschine, die nun faktisch Gegenstand des Archivs ist, zu dessen konstitutiver »Idee eines Originals« und nicht zuletzt zu einem damit eng verknüpften Begriff von Autorschaft, der im 19. Jahrhundert entsteht, verhält. Wenn also, mit anderen Worten, in der Folge konservatorischer Notwendigkeiten solche Text-Maschinen, die aufgrund ihrer Materialität ein prekäres Verhältnis zum Originalbegriff unterhalten, nicht nur den Gegenstandsbereich des Literaturarchivs verändern, sondern noch das Verfahren, das es ermöglicht, bedarf es einer Auseinandersetzung mit dieser Institution auch deshalb, weil damit auf konzeptueller Ebene die hermeneutische Begründung des Literaturarchivs in der Folge von Goethe und Dilthey affiziert ist, die qua Provenienzprinzip zunächst ganz fundamental auf die Konstitution eines spezifischen, nämlich selbstidentischen Autorsubjekts des neuzeitlichen Humanismus zielt, das in seinem Zentrum steht.

2. Prämissen, Thesen, Verfahren

Anhand dieser philologischen Fälle – dem problematischen Archivobjekt, das Flussers *Schrift*-Komplex abgibt, und dem Softwarebestand *A:Kittler*, der zum Gegenstand auch einer Editorik gerät – entwickelt das vorliegende Buch seine Fragestellung. Die historischen Wandlungen der Philologie sind sein Gegenstand. In den Blick geraten, aus einer an ihren Medien orientierten Perspektive, philologische Praktiken und Institutionen, die – so die These – entgegen ihrer humanistischen Bestimmung um 1800 als nicht mehr im Menschen zentriert begriffen werden können. Auch Maschinen sind nun Objekte und Subjekte der Philologie, mit massiven, erst noch zu benennenden Folgen für das ganze Ökosystem dieses Namens. Andersherum formuliert ist zu belegen, dass die Situation der Philologie heute mindestens in diesem spezifischen Sinn *posthumanistisch* zu nennen ist, insofern dort nicht mehr nur oder primär Menschen, sondern auch ihr maschinelles Anderes schreibt, liest, archiviert und ediert. Gleichwohl, und das gerät zur veritablen Herausforderung der Philologie am Beginn des 21. Jahrhunderts, sind

ihre zentralen Begriffe und Verfahren sowie der sie bedingende und legitimierende Subjektbegriff noch immer weitgehend an das papierschriftliche Paradigma von Datenverarbeitung gebunden, dem auch die Renovation des Humanismus um 1800 entsprang. Ziel ist darum zunächst eine Beschreibung dieser philologischen Situation.

Solches Programm ist lesbar voraussetzungsreich und bedarf der Klärung.

Humanismus und Philologie

Vorliegendes Buch konstatiert erstens, dass die deutsche Philologie, die um 1800 Gegenstand theoretischer Debatten wird, zu den elementaren Produktionsstätten des Subjekts avanciert, das Mensch heißt. Darin folgt das Buch grundsätzlich Michel Foucaults Einsichten in die Formation der Humanwissenschaften am Beginn des 19. europäischen Jahrhunderts. Legt Foucaults Archäologie zum einen »die Plötzlichkeit und die Gründlichkeit« offen, »mit der bestimmte Wissenschaften manchmal reorganisiert wurden«, ¹⁴ macht sie zum anderen den Versuch, »die Kombination entsprechender Transformationen zu beschreiben, die das Auftauchen der Biologie, der Politischen Ökonomie, der Philologie« erlaubten. ¹⁵ Nun übernimmt das vorliegende Buch für seine Zwecke *nicht*, was Foucaults Diskursanalyse im Einzelnen über das zu Tage fördert, was deren deutsche Übersetzung ›Philologie‹ nennt, aber, anders als hier, eher die linguistische Sprachwissenschaft meint. Es hält sich auch nicht mit den epistemischen Verschiebungen auf, die zur Diskontinuität des europäischen Wissens um 1800 führten. ¹⁶ Im Interesse meines Buchs liegt vor allem, was der von Foucault konstatierte »Riß in der Ordnung der Dinge« impliziert, mit dem ein abrupter Paradigmenwechsel – von

¹⁴ Michel Foucault, *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften*, Frankfurt/M. 1974, S. 12.

¹⁵ Ebd., S. 13.

¹⁶ Dazu ebd., passim, etwa S. 26: »So hat die Analyse die Kohärenz zeigen können, die während des ganzen klassischen Zeitalters zwischen der Theorie der Repräsentation und jenen der Sprache, der natürlichen Ordnungen, des Reichtums und des Werts bestanden hat. Diese Konfiguration ändert sich vom neunzehnten Jahrhundert an völlig. Die Theorie der Repräsentation verschwindet als allgemeine Grundlage aller möglichen Ordnungen, die Sprache als spontanes Bild und ursprüngliches Raster der Dinge, als unerlässliches Relais zwischen der Repräsentation und den Wesen erlischt ihrerseits. Eine tiefe Historizität dringt in das Herz der Dinge ein, isoliert sie und definiert sie in ihrer eigenen Kohärenz, erlegt ihnen Ordnungsformen auf, die durch die Kontinuität der Zeit impliziert sind.«

der klassischen zur modernen Episteme – des abendländischen Wissens sich ereignet. Aus ihm nämlich, so Foucault, würden »alle Schimären neuer Humanismen, alle Leichtigkeit einer ›Anthropologie‹ [stammen], wenn diese als allgemeine Reflexion (halb positivistisch, halb philosophisch) über den Menschen verstanden wird.«¹⁷ Der Mensch als Subjekt sei dieser Riss selbst. Hatten nach Foucaults Analyse der Renaissancehumanismus und die klassische Epoche »dem Menschen in der Ordnung der Welt wohl einen privilegierten Platz geben«, »jedoch den Menschen nicht denken können«,¹⁸ wird diese Figur um 1800 schlagartig zum doppelten Subjekt des Wissens, das heißt Gegenstand des Wissens und Instanz, die es generiert.

Damit ist klar, dass der Mensch, gerade entgegen den (fiktionalen) Zu- und Festschreibungen, die er seit dem 19. Jahrhundert erfahren hat, keine universelle Gegebenheit, sondern eine historische Größe, die wohlsituiert, damit datierbar und als eurozentristisches Projekt längst nicht allen Menschen gleichermaßen oder überhaupt nur zugänglich ist. Die zuvor schlicht undenkbaren, weil subjektlosen Humanwissenschaften konstituieren nach Foucault die »besondere Seinsweise des Menschen und die Möglichkeit, ihn empirisch zu erkennen«,¹⁹ sie sind, mit anderen Worten, der originäre Produktionsort *dieser* humanen Subjektivität. Ist der Mensch aber simultane Bedingung und Adresse seiner Verfertigung, erweist sie sich als zirkulär: Das Wissen der modernen Episteme, heißt das, geht von einem Subjekt des Wissens als seiner Möglichkeitsbedingung aus, das dieses Wissen qua Wissenschaft erst als ihr Telos ergründet oder hervorbringt: »Der Mensch«, so Foucaults prominente Formulierung, sei »eine seltsame, empirisch-transzendente Dublette, weil er ein solches Wesen ist, in dem man Kenntnis von dem nimmt, was jede Erkenntnis möglich macht.«²⁰ Die Emergenz des Selbstbewusstseins, das ihn auszeichnet, ist mithin paradox: Der Mensch wird Subjekt, indem er sich selbst als solches erkennt, das er schon gewesen sein muss, damit die Selbsterkenntnis ergehen kann.

Foucaults Analyse der modernen Episteme hat Kittler für den Bereich der deutschen Literatur exemplarisch gemacht, zugespitzt und entscheidend auf ihre Medien, Foucaults blinden Fleck, hin erweitert.

¹⁷ Ebd., S. 26.

¹⁸ Ebd., S. 384.

¹⁹ Ebd., S. 461.

²⁰ Ebd., S. 384.

Damit ist eine Literaturgeschichte versucht, die ihren Gegenstand, aber auch Konzepte wie Autorschaft oder Praktiken wie Lesen und Schreiben nicht wesensmäßig, also zeitinvariant bestimmt, sondern in ihren je historischen Funktionen innerhalb des Nachrichtennetzes einer Kultur. Diese Funktionen sind variabel und in ihrer Veränderlichkeit abhängig von Referenzdiskursen, Institutionen, sozio- und medientechnischen Innovationen. Ein Netzwerk, das sich je geschichtlich durch die Koppelungen dieser Determinanten ergibt, ist, was Kittler (mit Daniel Paul Schreber) ›Aufschreibesystem‹ nennt. Um 1800, zu einem spezifischen Stand von Medientechnik, da handschriftliches Schreiben das Monopol auf Datenverarbeitung innehat, und unter Maßgabe einer allgemeinen Alphabetisierung, heiße Literatur Dichtung und diene, so Kittler, als Übertragungskanal zwischen einer Quelle, die Dichter schreiben macht, der Mutter, und einer doppelten Empfängerschaft: Frauen, die Dichtung lesen, Philosophen oder Philologen, die sie (gleichermaßen hermeneutisch) interpretieren.²¹ Diese nicht zuletzt durch eine historische Weise der Datenverarbeitung bedingte »Produktion, Distribution und Konsumtion von Diskursen (also das, was man eine Kultur nennt)«, schreibt Kittler in nachgelassenen Vorbereitungen seiner diskursanalytischen Literaturgeschichte, werde

mithin in der Klassik einer im Menschen zentrierten Ontologie eingeschrieben [...]. Es produziert den Diskurs die ›Seele‹, die in ihm immer schon verschwindet (›Spricht die Seele...‹), es distribuiert ihn die Poesie nach Regeln auktorialer Kontinuität und textueller Kohärenzübertretung, es konsumiert ihn die philosophische Ästhetik, die alle literarischen Reden in Bewusstseinsgestalten *eines* mythischen Subjekts übersetzt [...] und ein absolutes Wissen (statt Sprechen oder Schreiben) alle Diskurse trinken und d.h. verschwinden lässt [...].²²

Meine These ist nun, dass in genau dem Sinn an der Schwelle zum 19. Jahrhundert eine deutsche Philologie möglich wird, die mit der Figur des Menschen ein neuzeitliches, das heißt selbstbewusstes Subjekt voraussetzt, das gerade sie produziert. Wenn hier von ›Philologie‹ gesprochen wird, der Logosliebe, die bis heute vorrangig eine affektive

²¹ Friedrich A. Kittler, *Aufschreibesysteme 1800/1900*, München 1985, hier vor allem der Abschnitt *1800*, S. 9–179.

²² [Friedrich] Kittler, *COLLOQUIUM WS 1976/77. Diskursanalytisches zur klassischen Literatur: Thesen und Textangaben*, TS, 1 Blatt, unpaginiert, in: A: Kittler/Deutsches Literaturarchiv Marbach, Kasten 54, Mappe 1. Hervorhebung im Original.

Beziehung zu Texten bedeutet,²³ dann also unter den Bedingungen dieser zeitlichen und lokalen Einschränkung. Weil aber erstens auch ein in dieser Weise limitierter Gegenstandsbereich – die deutsche Philologie seit 1800, deren theoretische Diskussion vor allem mit den Namen August Wolf, Friedrich Schlegel, Friedrich Schleiermacher und August Boeckh verbunden ist²⁴ – noch zu umfangreich wäre und hier zweitens nicht von den Theorien der Philologie, sondern ihren konkreten Medien ausgegangen werden soll, erfolgt eine weitere methodische Beschränkung auf zunächst zwei elementaren Teilbereiche der Philologie. Zur Sprache kommen eine Praxis und eine Institution, die im Zuge der philologischen Situation des 19. Jahrhunderts formuliert (und erst formulierbar) werden und seither zum Bereich ihrer Grundlagenforschung zählen, insofern sie noch die Infrastruktur dessen abgeben, was unter dem Namen einer allgemeinen Philologie betrieben wird: die neue Editorik neuerer Dichtung und die Idee eines literarischen Archivs.

Im Mittelpunkt stehen damit materielle Textpraktiken in ihrer schiereren Handgreiflichkeit, keine Interpretationen oder Literaturgeschichten. Wenn nun Philologie nach einer kanonischen Definition die »Wissenschaft [ist], die Texte der Vergangenheit verfügbar macht und ihr Verständnis erschließt«,²⁵ dann sind das Literaturarchiv und die Editorik, ihre Medien und Verfahrensweisen, integrale Elemente des Gefüges, das weitere philologische Unternehmungen – etwa Interpretationen oder Literaturgeschichten – ermöglicht. Und in genau der paradigmatischen Tragweite geraten sie auch in den Fokus dieses Buchs: Wenn die Gegenstände und Verfahren von Literaturarchiv und Editorik sich ändern, so die These, dann verschiebt sich die übergreifende Situation der Philologie.

Wird hier zunächst von den gegenstands- wie verfahrensseitigen Medien des Literaturarchivs und der Editorik ausgegangen, sind ihnen sodann Abschnitte gewidmet, in denen auch die jeweiligen philologietheoretischen Positionen des 19. Jahrhunderts diskutiert werden, die

23 Philologie, so Gumbrecht, sei »eine Konfiguration wissenschaftlicher Fertigkeiten, die der historischen Textpflege dienlich sein sollen«, »wobei sich diese historische Textpflege, genauer gesprochen, ausschließlich auf geschriebene Texte bezieht.« (Gumbrecht, *Die Macht der Philologie* (wie Anm. 2), S. 11.)

24 Für einen ersten Einblick in die einschlägigen Positionen vgl. die Textsammlung von Kai Bremer und Uwe Wirth (Hg.), *Texte zur modernen Philologie*, Stuttgart 2010.

25 Karl Stackmann, Philologie, in: *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*. Neubearbeitung des Reallexikons der deutschen Literaturgeschichte, Bd. III: P–Z, hg v. Jan-Dirk Müller, Berlin und New York 2007, S. 74–79, hier S. 74.

das Literaturarchiv und die Editorik nach Maßgabe des Humanismus begründen; Positionen also, in denen sich die konstatierte Subjektformation spiegelt und ereignet. In einem zweiten Schritt kommen dann Positionen des 20. Jahrhunderts zur Sprache, die deutlich machen, dass es eine Kontinuität der philologischen Subjektformation seit 1800 gibt, die heutige philologische Praktiken und Institutionen noch affiziert. Denn nur dann ist ja plausibel, dass sie die subjektgeschichtliche Folie der aktuellen Herausforderungen abgibt.

Was zunächst die Formation einer neuen Editorik betrifft, so heißt es etwa 1866 beim Goethe-Herausgeber Michael Bernays, der ein schöpferisches Autorsubjekt zum zentralen Bezugspunkt der Philologie macht, dass

alles wissenschaftliche Thun [...] nur *ein* Ziel haben [kann], die Wahrheit. [...] Jenes einzige Ziel hat auch die Kritik im Auge: das Wahre ist aber in diesem Falle *das Wort des Autors*, wie es aus seinem Munde, aus seiner Feder hervorgegangen. Daß dies unverändert erhalten bleibe, darüber hat die Kritik zu wachen.²⁶

Editorik wird bei Bernays zum wissenschaftlich legitimierten Stellvertreteramt ihres Autorsubjekts. So habe der Kritiker in Fällen von Textverderbnissen und Entstellungen »als der Anwalt des Autors zu handeln«, er habe »von diesem Befugniß und Vollmacht erhalten, ihn rechtlich zu vertreten, für sein Bestes thatkräftig zu sorgen, und seine begründeten, wenn auch schon fast erloschenen Ansprüche wieder zur Geltung zu bringen und durchzuführen.«²⁷ Doch die unterstellte Anwaltschaft wird noch einmal da transzendiert, wo Editorik nach Bernays gar zur Verschmelzung mit dem Genie des Autorsubjekts führt, zur hermeneutischen Einheit im schöpferischen Geist. Denn im Fall etwa einer uneindeutigen Quellenlage müsse der Herausgeber »vertrauensvoll seine eigene divinatorische Kraft aufbieten«:

Hier muß es sich nun bewähren, ob er wirklich im Geiste mit seinem Autor *eins* geworden ist, ob er dessen Wesen nach allen Seiten hin so durchdringend erkannt hat, daß ihm das Wahre, nach dem er sucht, wie durch eine innere Nothwendigkeit entgegenkommt; hier muß das Gefühl eben so wirksam

²⁶ Michael Bernays, Über Kritik und Geschichte des Goetheschen Textes, Berlin 1866, S. 6. Hervorhebungen im Original. Sperrsatz wird hier und im Folgenden durch Kursivschrift wiedergegeben.

²⁷ Ebd., S. 7.

thätig sein [...], wie der sondernde Scharfsinn: der Geist des Kritikers muß sich schöpferisch erweisen.²⁸

Solche Editorik ist, auch wenn das Postulat einer »divinatorische[n] Kraft« anderes verheißt, nicht voraussetzungslos. Darum plädiert, erstmals wissenschaftlich fundiert, Wilhelm Dilthey 1889 für die Einrichtung allgemeiner Literaturarchive, die er zur Bedingung der Möglichkeit historischer Geisteswissenschaft überhaupt erklärt. Ist es nach Dilthey die auszeichnende Eigenschaft deutscher Dichtkunst, zuallererst vom *Geist*, nicht der Form des Schreibens auszugehen, finde dieser in der Literatur seinen lebendigen Ausdruck. Die hermeneutische Methode, den Geist aus seiner historischen Entwicklung heraus zu verstehen, bringe neue Anforderungen des Zugangs zu den handschriftlichen Quellen hervor. Dilthey weiß um die Gefahr der Zirkularität einer Hermeneutik, die sich für die Rekonstruktion eines geistigen Entwicklungszusammenhangs nur auf das isoliert veröffentlichte Werk konzentriert, und skizziert die Anschauung der Handschriften als Ausweg: »Diesem Zirkel in der hermeneutischen Operation enttrinnen wir völlig nur da, wo Entwürfe und Briefe zwischen den vereinzelt und kühl dastehenden Druckwerken einen inneren lebensvollen Zusammenhang herstellen.«²⁹

Wo Editorik bei Bernays zu einer Divinität avanciert, die alle Textkritik zur Co-Autorschaft macht, und Diltheys Literaturarchiv den Nachvollzug der Kausalzusammenhänge ermöglicht, in denen Geistesgeschichte voranschreitet, wird deutlich, wie beide, Editorik und Literaturarchiv, im Geist der Hermeneutik des 19. Jahrhunderts ergehen, die ihrerseits zur methodischen Grundlage historischer Geisteswissenschaft gerät. Wenn »die eigentliche Aufgabe der Philologie«, wie Boeckh sie in seinen Vorlesungen zur Philologie ab 1809 bestimmt, im »*Erkennen* des vom menschlichen Geist *Producirten*, d.h. des *Erkannten*«,³⁰ bestehe, dann solle sie »im Verein mit der Hermeneutik die historische Wahrheit ausmitteln.«³¹ Möglichkeitsbedingung der hermeneutischen Methode – das hat Kittlers Analyse des Aufschreibesystems 1800 ge-

²⁸ Ebd., S. 7f. Hervorhebungen im Original.

²⁹ Wilhelm Dilthey, *Archive für Literatur*, in: *Deutsche Rundschau* 58, 1889, S. 360–375, hier S. 364.

³⁰ August Boeckh, *Encyclopädie und Methodologie der Philologischen Wissenschaften*, hg. v. Ernst Bratuscheck, Leipzig 1877, S. 10. Hervorhebungen im Original.

³¹ Ebd., S. 175.

zeigt³² – ist nicht zuletzt eine systematische Missachtung der Materialität ihres Gegenstands, also von Texten in ihrer Buchstäblichkeit. Denn nur diese »professionelle Vergeßlichkeit«³³ verstattet die Konstruktion von im Gegenzug transzendenten Wesenheiten wie Geist, Geschichte oder Sinn: »Weit mehr muß insistiert werden auf den *Historismus*, der zur Philol.[ogie] nothwendig«, heißt es in genau dem Sinn bei Schlegel: »Auf *Geist*, gegen den *Buchstaben*.«³⁴

Die These einer Materialitätsvergessenheit, die um 1800 eine neue Philologie ermöglicht, wird da von Foucaults humanwissenschaftlicher Archäologie gedeckt, wo diese insistiert, dass Wissenschaftsneuformationen stets mit einer Stornierung oder Maskierung vorhandenen Wissens einhergehen. Vorliegendes Buch fasst beide Befunde zur Annahme zusammen, dass die Philologie um 1800 notwendig die Materialität ihrer Gegenstände missachten muss – die noch in mittelalterlichen Philologien so präsent war –, damit sie zum Produktionsort der neuzeitlichen Figur Mensch werden kann, die fortan als Objekt und Subjekt ihr Zentrum besetzt. Es geht hier also insgesamt darum, die Institution des Literaturarchivs und die neue Editionswissenschaft als paradoxe Subjektmaschinen (in Foucaults Sinn) zu analysieren, die im Geist der Hermeneutik auf die Produktion einer philologischen Subjektivität zielen, die, »(halb positivistisch, halb philosophisch)«, gleichzeitig ihre Bedingung und ihr Adressat ist. Literaturarchiv und Editorik gehen von einer Figur des Menschen aus, die sie qua ihrer Praxis, die dadurch möglich wird, dass sie die Materialität ihrer Gegenstände und Verfahren übergeht, erst hervorbringen sollen. »Die Hermeneutiken«, heißt es in dem Sinn bei Kittler,

32 »Um 1800 gilt die ›Liebe zum Wort‹ [...] weder dem Wort noch jenen asignifikativen Elementen, die da Phoneme oder Buchstaben heißen. Sie gilt einzig dem Geist oder Signifikat der Sprache [...].« (Kittler, Aufschreibesysteme 1800/1900 (wie Anm. 21), S. 48.)

33 Friedrich Kittler, Literatur und Literaturwissenschaft als Word Processing, in: Georg Stötzel (Hg.), Germanistik – Forschungsstand und Perspektiven. Vorträge des Deutschen Germanistentags 1984, 2. Teil: Ältere Deutsche Literatur, Neuere Deutsche Literatur, Berlin und New York 1985, S. 410–419, hier S. 410.

34 Friedrich Schlegel, Kritische Ausgabe seiner Werke, hg. von Ernst Behler unter Mitwirkung von Jean-Jacques Anstett und Hans Eichner, II. Abteilung: Schriften aus dem Nachlass, Bd. XVI: Fragmente zur Poesie und Literatur. 1. Teil. Mit Einleitung und Kommentar hg. von Hans Eichner, Paderborn, München und Wien 1981, S. 35. Hervorhebungen im Original.

verschleiern die gedächtnismachenden Maschinen, weil sie selber welche sind. Uns ein reproduzierbares Denken, eine Erinnerung, ein Geschichtlichsein zusprechen, statt die Maßnahmen gegen Vergeßlichkeit zu beschreiben, soll die Gewalt der philosophischen Hermeneutiken selber vergessen machen.³⁵

Die Vergesslichkeit einer solch hermeneutischen Philologie ist Sache auch der philologischen Frage und ihrer aktuellen Konjunktur. Wenn ich argumentiere, dass die in Foucaults moderner Episteme sich formierende Philologie paradoxer Schauplatz und zirkulärer Produktionsort menschlicher Subjektivität im Sinn eines Humanismus ist, den die Verfasstheit des europäischen Wissens um 1800 noch einmal hatte zuspitzen können, dann folgt das Argument Jürgen Paul Schwindt, der den Humanismus als das »Feld der Antriebskräfte und Energien« identifiziert, »das die Philologie spätestens seit ihrer Neubegründung in der europäischen Renaissance geprägt und wohl auch zu prägen nicht aufgehört hat.« Vorliegendes Buch schließt sich dabei Schwindts Humanismusdefinition an, die diesen, »ohne [...] auf seine unterschiedlichen historischen Ausprägungen (vom Ersten bis zum Dritten Humanismus) eingehen zu können, als diejenige Form der Aufklärung« festlegt,

die an die Stelle theologisch begründeter Transzendenzauffassungen das teleologische Modell der Selbstbildung und Selbstvervollkommenung des Menschen durch den vernunftgeleiteten Gebrauch, die Pflege und die Nachahmung der überlieferten Formen menschliche Rede (in Sprache, Literatur und Kultur) gesetzt hat.³⁶

Der Humanismus kann insofern als »Diskurs [...] der ›sozialen‹ Konstruktion des Humanen« verstanden werden, »der ein gewisses ›uns‹ (also sowohl das Objekt als auch das Subjekt der Frage ›Wer bin ich?‹ bzw. ›Wer sind wir?‹) hervorgebracht zu haben« behauptet. Dieser Diskurs, oder »diese humanistische ›Maschine‹«, wie sie auch genannt wurde, produziere die »Fiktion eines gemeinsamen Wesens, das allen Menschen im Kern ihrer Menschlichkeit (d.h. unter Ausschluss alles Inhumanen) zugrunde liegen« solle.³⁷ Die Philologie, die um 1800 Institution wird, ist Teil dieser Maschinerie, selbst eine solche Maschine, die, nach einem

³⁵ Friedrich A. Kittler, Vergessen, in: Ulrich Nassen (Hg.), *Texthermeneutik. Aktualität, Geschichte, Kritik*, Paderborn, München, Wien und Zürich 1979, S. 195–221, hier S. 204. Sowie ebd., S. 203, unter Bezug auf Foucault: »Der anthropologische Schlaf verträumt die Maschinen.«

³⁶ Schwindt, (Radikal)Philologie (wie Anm. 2), S. 236.

³⁷ Stefan Herbrechter, Kritischer Posthumanismus, in: *Zeitschrift für Medien- und Kulturforschung* 7/1, 2016, S. 61–67, hier S. 67.

Wort Nietzsches, »das Humane unterschieben möchte«:³⁸ eine Matrix von Institutionen, Praktiken und Wissensbeständen, die der Durchsetzung genau des humanistischen Programms dient, das festschreibt, was es heißt, Mensch zu sein.

Gegen noch zu Beginn des 21. Jahrhunderts anhaltende Vereinnehmungen der Philologie durch ihren historisch gegebenen Bezug zu einer philosophischen Hermeneutik und dem Humanismus (sowie ihrer integralen, auktorialen Subjektivität) und unter dem Begriff einer radikalphilologischen »*Kritik der philologischen Vernunft*«, die dem »Postulat der heautonomen, d.h. der selbstgesetzgeberischen Verfassung der Literatur« verpflichtet sei, mahnt Schwindt an, dass lediglich noch

eine Literaturwissenschaft, die entgegen allen Lippenbekenntnissen nicht aufgehört [hat], Texte vor allem als die graphischen Manifestationen eines mehr oder weniger ausgeprägten auktorialen Willens anzusehen, [...] sich gegen die Einsicht verschließen [kann], daß in den Texten etwas in beträchtlichem Maße wirksam ist, das man die Selbstorganisation einer zwar verfassten, aber doch auch *anderem* als dem Willen ihres Urhebers verpflichteten Versammlung der Zeichen nennen kann.³⁹

Angesichts dieses Eigensinns der Medien und dem ›Anderen‹, dem sie auch – und das heißt: wesentlich – verpflichtet seien, könne, so Schwindt, nur gelten, dass »der Humanismus immer schon nur in einem sehr äußerlichen Sinne mit den Texten zu tun« gehabt hätte:

Er stand eher für den Behauptungscharakter derselben und für die Glaubensstärke des lesenden Publikums. Der Humanismus ist eine wenig konsequente Spielart der Philosophie. Anders steht es mit dem Bild vom Menschen, das die Texte selbst transportieren, mit den Effekten, den Schatten- und Lichteinwürfen, die den Umriss des Menschen auch dort bewahren, wo die poetische Aufbau- oder eben auch die radikalphilologische Abbaubewegung sich aller Parteinahme für die Sache des Menschen begeben hat.⁴⁰

Wenn Schwindt konstatiert, dass die Philologie »keinen ideologischen Überbau« brauche, »der anderes verspricht, als die Texte hergeben, und der diese, wenn überhaupt, immer nur nach seinen eigenen Maßgaben liest«, ⁴¹ dann folgt das Buch dem damit implizierten Impetus und buchstabiert das am problematischen Archivobjekt, das Flussers

³⁸ Nietzsche, Werke. Kritische Gesamtausgabe. Vierte Abteilung, Erster Band (wie Anm. 1), S. 93 (3[12]).

³⁹ Schwindt, (Radikal)Philologie (wie Anm. 2), S. 241. Hervorhebungen im Original.

⁴⁰ Ebd., hier S. 242.

⁴¹ Ebd.

Schrift-Komplex darstellt, und dem Softwarebestand *A:Kittler*, der Element einer Werkausgabe wird, aus: an Text-Maschinen in Nakes Sinn, die nun, wie zuvor nur die humanistische Figur des Menschen, zum Gegenstand und Subjekt eines philologischen Wissens und seiner Praktiken wie Produktionen werden.

Diese Lektüren beschreiben im genauen Gegenteil zu einer Autohermeneutik die Materialität der Überlieferung, weil sie dem Eigensinn des Anderen, der Medien, verpflichtet sind. Sie zeigen dabei, dass und wie eine Philologie, die auch zu Beginn des 21. Jahrhunderts noch am »ideologischen Überbau« des Humanismus (der an einen bestimmten medientechnischen Stand gekoppelt war), und das heißt der Verpflichtung auf eine bestimmte Subjektivität, festhält, genau darum herausgefordert ist: Philologie ist nicht mehr dieses Programm, nicht mehr diese Humanismusmaschine, insofern dort, wo die Materialität von Maschinen persistiert, die nun auch im philologischen Zentrum stehen, nicht mehr die, mit Herbrechter zu sprechen, »Fiktion eines gemeinsamen Wesens« produziert werden kann, »das allen Menschen im Kern ihrer Menschlichkeit (d.h. unter Ausschluss alles Inhumanen)« zugrunde läge. Damit ist nicht bezweifelt, dass diese philologische Humanismusmaschine auch heute, da längst digitale Medien zum Gegenstand von Literaturarchiven und Editorik wurden, noch funktional ist. Im Gegenteil. Dass diese Funktionalität aber nicht mehr reibungslos gegeben ist, beweisen alle Herausforderungen der Speicherung, Übertragung und Verarbeitung ihrer Gegenstände, mit denen Marbach und das Flusser-Archiv konfrontiert sind. Sie stehen symptomatisch dafür, dass die Institution des Literaturarchivs und die Praxis der Editorik nicht mehr in der Weise Elemente einer einst humanistischen Maschine sind oder sein können, weil ihre Gegenstände sich ändern und diese, als Input der Maschine, deren Output, aber auch sie, verändern.

Posthumanismus und Maschinenphilologie

Dass sich die an der Schwelle zum 19. Jahrhundert etablierende Philologie als Programm des *Humanismus* herleiten lässt, legt nahe, zur Beschreibung der veränderten Situation von Philologie, die hier diagnostiziert wird, auf das Vokabular des sogenannten *Posthumanismus* zurückzugreifen. Darum konstatiert vorliegendes Buch zweitens, dass die aktuelle Situation der Philologie, relativ zur Situation, die um 1800 Institution wird, posthumanistisch heißen muss, weil sie, anders als die

eben humanistische Tradition, nicht mehr oder nicht mehr nur von einem spezifischen menschlichen Subjekt der Philologie (als ihr Ursprung oder Akteur) ausgeht und oder auf die Produktion eines solchen (als ihr Telos oder Adressat) zielt.

Wenn hier vom Posthumanismus die Rede ist, folgt die Argumentation der Auffassung Herbrechters, dass damit zunächst und sehr allgemein ein Diskurs im Sinn Foucaults angesprochen sei.⁴² Der posthumanistische Diskurs umfasst dann alle die Reden und Texte, die direkt oder indirekt etwas über das Posthumane oder das Posthumanistische aussagen.⁴³ Ein sogenannter *kritischer* Posthumanismus, wie ihn Herbrechter postuliert, versteht sich weiterhin nicht – und vor allem dieser Aspekt geht als Prämisse in vorliegendes Buch ein – als schlichte Ablösungs- oder Überwindungsgeste gegenüber dem Humanismus. Ein derartiger Posthumanismus versteht sich eher als dessen ›Relektüre‹ oder, mit einem Wort Jacques Derridas, als dessen anhaltende Dekonstruktion.⁴⁴ Als diskursive – und das heißt: strategische – Geste gefasst, erweist die Behauptung einen Posthumanismus strukturelle Ähnlichkeiten mit Lyotards Begriffseinsatz einer sogenannten Postmoderne.⁴⁵ Dadurch bliebe qua Präfix ›Post‹ erst einmal unentschieden, ob der Posthumanismus einen substantiellen Bruch mit dem bedeute, was Humanismus genannt wurde und wird, oder doch eine notwendige Konsequenz davon. Damit ist auch gesagt, dass hier solche Positionen, die als ›Antihumanismus‹ oder ›Transhumanismus‹ zu bezeichnen wären, unberücksichtigt bleiben, weil sie, wie schon der Humanismus, den sie schlicht ablehnen oder zu überkommen

⁴² Vgl. Herbrechter, Kritischer Posthumanismus (wie Anm. 37), S. 61.

⁴³ Dazu zählen, neben dem in Anm. 3 genannten Titel von Hayles, einschlägig: Cary Wolfe, *What is Posthumanism?*, Minneapolis und London 2010; Rosi Braidotti, *The Posthuman*, Cambridge und Malden/Ma. 2013; Rosi Braidotti und Maria Hlavajova (Hg.), *Posthuman Glossary*, London und New York 2018. Namhaft wird diese Transformation des Humanismus und seines Subjekts erstmalig 1977 bei Ihab Hassan: »We need first to understand that the human form – including human desire and all its external representations – may be changing radically, and thus must be revisioned. We need to understand that five hundred years of humanism may be coming to an end, as humanism transforms itself into something we must helplessly call post-humanism.« (Ihab Hassan, *Prometheus as Performer: Towards a Posthumanist Culture? A University Masque in Five Scenes*, in: Michel Benamou und Charles Caramello (Hg.), *Performance in Postmodern Culture*, Madison/Wi. 1977, S. 201–217, hier S. 212.)

⁴⁴ Vgl. Herbrechter, Kritischer Posthumanismus (wie Anm. 37), S. 62.

⁴⁵ Vgl. Jean-François Lyotard, *Das postmoderne Wissen. Ein Bericht* [1979], hg. von Wolfgang Pircher (= *Theatro Machinarum*, Jg. 1, Nr. 3/4), Wien 1982.

behaupten, von einem transzendenten Subjekt Mensch (und ihm entsprechenden Eigenschaften) ausgehen müssen.⁴⁶ In Anlehnung an Lyotards »paradoxical rendering of the postmodern« definiert auch Cary Wolfe seinen Begriff vom Posthumanismus:

[I]t comes both before and after humanism: before in the sense that it names the embodiment and embeddedness of the human being in not just its biological but also its technological world, the prosthetic coevolution of the human animal with the technicity of tools and external archival mechanisms (such as language and culture) [...] – and all of which comes before that historically specific thing called ›the human‹ that Foucault's archaeology excavates. But it comes after in the sense that posthumanism names a historical moment in which the decentering of the human by its imbrication in technical, medical, informatic, and economic networks is increasingly impossible to ignore, a historical development that points toward the necessity of new theoretical paradigms (but also thrusts them on us), a new mode of thought that comes after the cultural repressions and fantasies, the philosophical protocols and evasions, of humanism as a historically specific phenomenon.⁴⁷

Vorliegendes Buch, um es klar zu sagen, redet nicht einem wie auch immer gearteten Ende der Menschen das Wort. Wird hier vom Posthumanismus gesprochen, ist damit nicht mehr oder weniger benannt als eine epistemische Situation, die in einem bestimmten Spannungsfeld zu der epistemischen Situation steht, die als humanistisch gekennzeichnet wurde. Posthumanistisch heißt hier: relativ zum Humanismus, der ab 1800 regelt, was Menschsein heißt.

Die Diskussion einzelner Positionen dazu, was der Posthumanismus (oder das Posthumane) sei, ist damit nicht Gegenstand dieses Buchs,

⁴⁶ Zu den Gründen vgl. Braidotti: »Anti-humanism is a position fraught with such contradictions that the more one tries to overcome them, the more slippery it gets. Not only do anti-humanists often end up espousing humanist ideals – freedom being my favourite one – but also, in some ways, the work of critical thought is supported by intrinsic humanist discursive values [...]« (Braidotti, *The Posthuman* (wie Anm. 43), S. 29.) Sowie Herbrechter: »Die Versuchung, die Vorsilbe als reine Überwindungsabsicht zu lesen, ist natürlich groß und erklärt auch den ›modischen‹ und zumeist techno-utopischen Posthumanismus, der eine Cyborgisierung des Menschen nur als Vorstufe der völligen Überwindung des Kreatürlichen sieht (was das Ziel des Transhumanismus ist) und dabei den christlichen und kartesischen Geist-Körper-Dualismus nur auf die Spitze treibt, d.h. quasi wörtlich nimmt.« (Stefan Herbrechter, *Inhuman – Posthuman – Nonhuman. Plädoyer für einen kritischen Posthumanismus*, in: Christa Grewe-Volpp und Evi Zemanek (Hg.), *Mensch – Maschine – Materie – Tier. Entwürfe posthumaner Interaktionen* [= *PhiN-Beiheft* 10/2016], 2016, online: <https://bit.ly/2Z0liEh> [31.01.2022], S. 9–24, hier S. 14.)

⁴⁷ Wolfe, *What is Posthumanism?* (wie Anm. 43), S. XVf.

wenngleich es diesen Positionen teils folgt. So meint Posthumanismus bei Wolfe nicht nur »a thematics of the decentering of the human in relation to either evolutionary, ecological, or technological coordinates«, sondern auch das Fragen danach, wie das Denken sich den Herausforderungen einer solchen Dezentrierung überhaupt stellen könne.⁴⁸ Posthumanismus eröffne insofern die nicht zuletzt epistemologische Möglichkeit, den Menschen vom limitierenden Begriff einer Subjektivität zu befreien, die immer schon als Selbstbewusstsein gedacht wird, und damit die Möglichkeit, »to describe the human and its characteristic modes of communication, interaction, meaning, social significations, and affective investments with *greater* specificity once we have removed meaning from the ontologically closed domain of consciousness, reason, reflection, and so on.«⁴⁹ Die Eröffnung des (zweifachen) Denkraums einer anderen Subjektivität steht auch bei Rosi Braidotti im Fokus, die das Posthumane – »a figuration carried by a specific cartographic reading of present discursive conditions« – zum Einsatz bringt, um »new subjects of knowledge« zu imaginieren, die sich in und durch immanente Assemblagen oder transversale Allianzen multipler Akteure verwirklichen würden.⁵⁰ Was erst einmal abstrakt klingt, soll im Wesentlichen eine Annahme darüber fruchtbar machen, das immer schon gegeben, durch den Humanismus aber verschleiert worden sei: Erstens sei der Mensch auch durch das Nicht-Menschliche konstituiert. Zweitens nehme sich dieses Zusammenspiel zu komplex aus, als dass es sich angemessen auf einen bloß dialektischen Gegensatz reduzieren ließe.⁵¹ Das werde für Menschen umso virulenter, wo dieses Andere nun auch ein Technisches sein könne. Technische, zumal digital-technische Systeme spielten »a crucial role in defining the posthuman moment by stressing the primacy of digital mediation and electronic circuits in our self-definitions and interaction.«⁵² So werde an diesem historischen Punkt neuer Subjektformationen noch einmal evident, wie elementar es sei,

⁴⁸ Ebd., S. XVI.

⁴⁹ Ebd., S. XXV. Hervorhebung im Original.

⁵⁰ Rosi Braidotti, A Theoretical Framework for the Critical Posthumanities, in: Theory, Culture & Society 0(0), 2018, online: <https://bit.ly/2OW0Xwc> [31.01.2022], hier S. 6.

⁵¹ Vgl. Rosi Braidotti und Maria Hlavajova, Introduction, in: Dies. (Hg.), Posthuman Glossary, London und New York 2018, S. 1–14, hier S. 2.

⁵² Ebd.

to overcome binaries and to state that matter, the world and humans themselves are not dualistic entities structured according to dialectical principles of internal or external opposition, but rather materially embedded subjects-in-process circulating within webs of relation with forces, entities and encounters.⁵³

Dieses Buch geht von einem posthumanistischen Denken aus, wo das erlaubt, »den Menschen nicht länger als etwas natürlich Gegebenes zu betrachten, sondern«, wie es bei Nicolas Pethes heißt, »stets als etwas im Rahmen seiner technologischen Bedingungen zu entwerfendes.«⁵⁴ Eine dahingehend spezifische Zuspitzung erfährt die Figur des Posthumanen bei Hayles, die Computertechnologie als diese Bedingung identifiziert. Wenn Hayles zunächst das Subjekt des »liberal humanism« anhand eines Eigenschaftenkatalogs identifiziert, der »a coherent, rational self, the right of that self to autonomy and freedom, and a sense of agency linked with a belief in enlightened self-interest«⁵⁵ umfasst, bestimmt sie Humanum wie Posthumanum sodann als

historically specific constructions that emerge from different configurations of embodiment, technology, and culture. My reference point for the human is the tradition of liberal humanism; the posthuman appears when computation rather than possessive individualism is taken as the ground of being, a move that allows the posthuman to be seamlessly articulated with intelligent machines.⁵⁶

Ist damit zugleich Kritik an einem körperlosen Informationsbegriff kybernetischer Tradition formuliert, der einer posthumanen Subjektivität auf fatale Weise dieselbe Transzendenz einzuschreiben drohe, wie sie auch schon das Subjekt des Humanismus gekennzeichnet hatte, betont Hayles, dass die Wirksamkeit von computerbasierter Informationstechnik gerade nicht bedeute, dass das Körperliche verschwinde. Vielmehr sei eine spezifische Subjektivität emergiert. »This subjectivity«, so Hayles, sei »constituted by the crossing of the materiality of informatics with the immateriality of information.«⁵⁷ Von diesen diskursiven Voraussetzungen eines allgemeinen posthumanistischen Denkens und

⁵³ Ebd., S. 8.

⁵⁴ Nicolas Pethes, Posthumanismus, in: Benjamin Bühler und Stefan Willer (Hg.), Futurologien. Ordnungen des Zukunftswissens, Paderborn 2016, S. 363–373, hier S. 372.

⁵⁵ Hayles, How we Became Posthuman (wie Anm. 3), S. 85f.

⁵⁶ Ebd., S. 33f.

⁵⁷ Ebd., S. 193.

seiner Rhetorik übernimmt das Buch zum einen die Idee, dass die humanistische Situation, die seit 1800 von einem selbstbewussten Subjekt namens Mensch ausgegangen war, das im Zentrum aller Erkenntnis stehe, sich insofern verschoben habe, dass dort jetzt auch andere Wesenheiten stehen. Zum anderen übernimmt es die Perspektive, dass diese posthumanistische Konstellation menschlicher und nicht-menschlicher Akteure sich gerade dadurch auszeichne, dass zu diesen Wesenheiten heute vor allem Maschinen zählen.

Das wird, so die These, an der Philologie symptomatisch. Darum konstatiert vorliegendes Buch drittens: Was hier titelgebend ›Maschinenphilologie‹ genannt wird, ist *eine* Ausprägung der posthumanistischen Situation. Wenn von Maschinen die Rede ist, ist damit durchgängig die uns am heutigen Tag vertraute (wenngleich noch kaum bekannte) digitale Computertechnologie gemeint. So soll – ohne den Maschinenbegriff mit dieser methodischen Zuspitzung auch im Allgemeinen darauf reduzieren zu wollen⁵⁸ – einer Leerstelle Rechnung getragen werden, die den Diskurs des Posthumanismus (mit Hayles' verdienstvoller Ausnahme) eklatant kennzeichnet: Diejenige »digital mediation«, die dort zur posthumanistischen Bedingung gereicht, wird kaum weiter, und das heißt medientechnisch, spezifiziert. Wird heute über ›Computer‹ gesprochen, verfällt die Rede gern in den grammatikalischen Modus eines Singulars, der so denkwürdig wie verallgemeinernd ist. Gegenstand ist dann *der* Computer. Dabei ist der Kollektivsingular schon deshalb problematisch, weil die Implikation, es gebe *den* Computer, alles andere als sicher ist. Mehr noch – und damit ist Grund zu historischer Präzision gegeben – schränkt die verführerische Rede von *dem* Computer (als zum Beispiel maßgeblichen Akteur einer neuen Situation der Philologie) im ungünstigsten Fall die epistemologische Kraft des Computingbegriffs insofern ein, als dass sie auf fatale Weise reduziert, was wir darunter uns vorzustellen überhaupt nur im Stande sind. Als gäbe es, wie *den* Menschen, nur einen Computer. Sicher ist: Es gibt Computer, und damit Arten von *Computing*, realisierte wie potentielle. Insofern steht zur Disposition, dass letztgültig geklärt wäre, was ein Computer sei, was und wie er das könne und was das für andere Subjekte, die ihn umgeben – etwa menschliche User – bedeute. Im genauen

⁵⁸ Für einen ersten Ausblick auf die Bandbreite historischer wie aktueller Maschinenbegriffe: Hans-Christian von Herrmann und Wladimir Velminski (Hg.), *Maschinen-theorien/Theoriemaschinen*, Frankfurt/M. 2012.

Gegenteil ist zu betonen, dass jedes Verständnis von *Computing* stets nur eine je mögliche Ausprägung dieser Kulturtechnik⁵⁹ meint, das heißt ein spezifisches Gefüge einer historisch gewordenen Maschinenarchitektur – wie sie mit dem Namen John von Neumann verbunden ist⁶⁰ –, ihrer strukturellen Programmierbarkeit, eines mathematischen Begriffs von Berechenbarkeit, der dem – nach Alan Turings Beweis⁶¹ – zugrunde liegt, und eines Spielraums, wie mit dieser Maschine – sei es als Werkzeug, sei es als Medium⁶² – interagiert werden kann. Und zahlreicher anderer Faktoren.

Zu den gängigen Annahmen der Medienwissenschaft gehört, dass Medienkulturen sich anhand ihrer basalen Operationen als solche erkennen, beschreiben und unterscheiden lassen. Bleibt der Begriff der ›Operation‹ damit noch einigermaßen unbestimmt, herrscht doch weitgehend Einigkeit über wenigstens drei Kulturtechniken, die in diesem Sinn medienkulturstiftend wirken: Lesen, Schreiben und Rechnen. *Computing* – für den Moment und grob verstanden als jede zielorientierte Praxis menschlicher und nichtmenschlicher Akteure, die Computertechnologie voraussetzt oder produziert⁶³ – verdiente dann im Zusammenhang mit der Frage, was Medienkulturen bestimmt, besondere Aufmerksamkeit. Denn der Begriff impliziert die Wirksamkeit einer symbolverarbeitenden Maschine, die, nach der medienhistorischen These Kittlers, zu dem Universalmedium wird, das alle anderen Medien sein kann, insofern sie die Trias der basalen Kulturtechniken in sich als eine vereint: Im Medium Computer fallen Lesen, Schreiben, Rechnen zusammen, weil alles Operieren auf Zahlenoperationen reduziert ist.⁶⁴ Entgegen solchen Positionen, die Lesen, Schreiben, Rechnen und *Com-*

⁵⁹ Zum Begriff vgl. etwa Bernhard Siegert, Kulturtechnik, in: Harun Maye und Leander Scholz (Hg.), Einführung in die Kulturwissenschaft, Paderborn 2011, S. 95–118.

⁶⁰ Vgl. John von Neumann, First Draft of a Report on the EDVAC, 1945, online: <https://bit.ly/33hGQf3> [31.01.2022].

⁶¹ Vgl. Alan M. Turing, On Computable Numbers with an Application to the Entscheidungsproblem, in: Proceedings of the London Mathematical Society, (2) 42, 1937, S. 230–265.

⁶² Vgl. Norbert Bolz, Friedrich A. Kittler und Christoph Tholen (Hg.), Computer als Medium, München 1994, hier vor allem die Einleitung der Herausgeber auf S. 9–18. Für die kritische Perspektive auf die These, der Computer sei ein Medium, vgl. Hartmut Winkler, Docuverse. Zur Medientheorie der Computer, München 1997.

⁶³ In Anlehnung an einen einschlägigen Definitionsversuch in: Computing Curricula 2005. The Overview Report, A Volume of the Computing Curricula Series, ACM und IEEE, 2006, S. 9.

⁶⁴ Vgl. Friedrich A. Kittler, Grammophon Film Typewriter, Berlin 1986, S. 8.